

Guido Dieckmann

DIE  
SIEBEN  
Templer



Weltbild

## Die sieben Templer

## **Templer Saga**

Band 1: Die sieben Templer

Band 2: Der Pakt der sieben Templer

Band 3: Die Mission der sieben Templer

*Guido Dieckmann:*

Guido Dieckmann, geboren 1969 in Heidelberg, arbeitete nach dem Studium der Geschichte und Anglistik als Übersetzer und Wirtschaftshistoriker. Heute ist er als freier Schriftsteller erfolgreich und zählt mit seinen historischen Romanen, u.a. dem Bestseller »Luther« (2003), zu den bekanntesten Autoren dieses Genres in Deutschland. Guido Dieckmann lebt mit seiner Frau an der Deutschen Weinstraße.

Mehr Informationen zum Autor unter [www.guido-dieckmann.de](http://www.guido-dieckmann.de)

Guido Dieckmann

# Die sieben Templer

Historischer Roman

**Weltbild**



Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2015 by Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin  
Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Umschlagmotiv: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de), Arcangel Images (© Stephen Mulcahey)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-96377-884-1

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Non nobis Domine, non nobis,  
sed nomini tuo da gloriam*

Nicht uns Herr, nicht uns,  
sondern deinem Namen gib  
die Ehre

WAHLSPRUCH DER TEMPLER

## Prolog

### Tempelhof im Jahr 1314

Thomas Lermond stand am Fenster und hob müde die Hand zum Gruß, als der letzte Bote, ein blonder hochgewachsener Bursche, durch das Tor des Handelshofes ritt. Lächelnd schaute der Junge zu ihm auf und winkte fröhlich, als hätte er nur einen kurzen, harmlosen Ausflug vor sich. Wie die sechs Boten vor ihm ahnte auch er nicht, auf welch waghalsiges Abenteuer er sich eingelassen hatte. Thomas Lermond hatte geschworen, niemals einen anderen Menschen einzuweihen, daher wussten auch die Boten nicht mehr über ihre Mission als nötig. Schließlich hatte Lermond einst einen Eid geleistet, das Geheimnis, das ihm einst anvertraut worden war, mit seinem Leben zu verteidigen.

Der Bote verschwand unter dem Torbogen, aber Thomas Lermond blieb noch ein Weilchen am Fenster stehen, um die feuchte Luft des kühlen Februartages in seine Lungen zu lassen. Er war alt geworden, zu alt für den Kampf, aber nun war der erste Teil seiner Aufgabe erfüllt: Sieben Münzen waren auf dem Weg – sieben Münzen, wie es sonst keine auf der Welt gab, als Zeichen dafür, dass sein Schatz in Gefahr war und geborgen werden musste.

Thomas Lermond beobachtete mit regloser Miene, wie der Bote auf die Straße abbog, die mit ihren Furchen und Unebenheiten kaum als solche zu bezeichnen war. Tempelhof

lag abgelegen, tief im Osten, inmitten dunkler, unwirtlicher Wälder. Ein besseres Versteck hatten sie nicht finden können, als sie vor sieben Jahren Hals über Kopf aus Frankreich geflohen waren. Jacques de Molay, der letzte Großmeister des Ordens – Gott mochte sich seiner Seele erbarmen –, hatte recht gehabt. »Reitet nach Osten«, hatte er gesagt, bevor sie ihn in Ketten legten, »nicht nach England oder Spanien. Nach Osten! Dort wird niemand nach euch suchen.« Nach vielen Wochen unter freiem Himmel und in ständiger Gefahr vor Verfolgern waren sie am Ende ihrer Kräfte gewesen, Thomas Lermond und seine sieben Gefährten, und auch wenn in diesem abgelegenen Flecken einige Dinge in Unordnung geraten waren, so hatten sie doch den Schatz in Sicherheit bringen können. Es schmerzte Thomas Lermond, dass der Orden den Tempelhof verloren hatte. Gemäß einem Dekret des Papstes sollte die Komturei in den Besitz der Johanniter übergehen, doch bislang war es diesen nicht gelungen, ihre neuen Ansprüche durchzusetzen. Markgraf Waldemar von Brandenburg oblag daher die undankbare Aufgabe, die ehemalige Komturei zu verwalten, doch weder er noch seine Ritter hatten sich jemals hier draußen blicken lassen. Was kümmerte es den Grafen, ob es auf seinem Grund und Boden noch ein paar versprengte Templer gab? Aus dem Ordenshaus, einem befestigten Gebäude aus Stein, war eine gewöhnliche Handelsniederlassung geworden – für Fisch von der Ostsee und feines Leinen aus Sachsen. Nicht mal der sonst so misstrauische Bischof von Magdeburg, der überall Feinde seiner heiligen Kirche witterte, hatte Verdacht geschöpft. Für ihn waren die Templer entweder geflohen, oder sie saßen im Kerker.



Diejenigen, die weder gestehen noch widerrufen wollten, waren längst tot.

Thomas konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Wenn der fromme Bischof wüsste, was sich gewissermaßen unter seinen Augen abgespielt hatte ...

Nachdem sie den Schatz in Sicherheit gebracht hatten, waren die sieben anderen Ritter in die Welt gezogen. Sie waren sich einig, dass es zu gefährlich wäre, wenn sie blieben. Nur Thomas Lermond hatte seinen einsamen Posten bezogen. Es war ein seltsames Leben gewesen, in das er sich notgedrungen hatte einfinden müssen. Tagsüber hatte er die Bücher geführt, hatte mit Fisch, Tuch und Gewürzen gehandelt, und nachts hatte er gebetet und manchmal sogar sein altes, stumpf gewordenes Schwert hervorgeholt – und immer hatte er sein Geheimnis gehütet und die Augen offen gehalten. Niemals hatte sich der Feind gezeigt, niemals, bis vor zwei Wochen zwei Fremde im Tempelhof aufgetaucht waren, junge Mönche aus Frankreich, die ein seltsam gestelztes Deutsch gesprochen hatten. Sie hatten vorgegeben, fromme Dominikaner auf dem Weg nach Osten, ins Gebiet des Deutschen Ritterordens, zu sein, aber für Thomas Lermond hatten die beiden eindeutig zu viele Fragen gestellt. Nur eine, die naheliegende Frage, war ihnen scheinbar nicht eingefallen: Hatte es hier nicht früher einmal Templer gegeben?

Manchmal verriet einen erst die nicht gestellten Fragen.

Von Westen brach die Dunkelheit über die Wälder herein. Schwere dunkle Wolken zogen am Himmel entlang, als suchten sie einen Ruheplatz für die Nacht. Die Luft war

kühl und roch nach Regen. Noch einmal warf Thomas einen Blick aus dem Fenster. In dem einen Moment war der letzte Bote noch als vager Schemen auf der Straße zu erkennen, im nächsten wurde er von der Finsternis verschluckt wie von einem gierigen Raubtier. Thomas zitterte bei dem Gedanken, einer der Boten könnte sein Ziel nicht erreichen. Dann nämlich wäre alles verloren. Nur zusammen konnten sie retten, was noch zu retten war. Sieben Templer gemeinsam. Er gönnte sich einen Schluck Wein, den er sich aus Frankreich kommen ließ. Er wusste, dass alles, was mit Frankreich zu tun hatte, gefährlich war, doch nur so ließ sich seine Sehnsucht nach der Heimat bekämpfen. Mit Schrecken sah er, wie sehr seine Hände im Schoß bebten. Hatte die Angst vor seinen Feinden ihn schon erfasst? Ihn, der einst das Schwert geführt hatte wie kaum ein anderer? Er war zweiundfünfzig Jahre alt und würde vermutlich bald sterben, doch zuvor musste er die Rückkehr seiner sieben Gefährten abwarten und ihnen helfen, den Schatz zu bergen. Das Vermächtnis des Ordens musste um jeden Preis in Sicherheit gebracht werden.

Er leerte den Becher, dann kniete er auf dem kalten Fußboden nieder, obwohl der Schmerz in seinen morschen Gelenken ihm beinahe den Atem nahm. Seine Augen suchten das Kreuz mit dem Heiland über seinem Bett, aber er hätte eine Kerze anzünden müssen, um mehr als nur die Umrisse wahrnehmen zu können. Wenn er ehrlich war, zürnte er manchmal seinem Gott, für dessen Ruhm und Herrlichkeit er im Heiligen Land so viele Schlachten geschlagen und sein Blut geopfert hatte. Wieso hatte der Allmächtige es zugelassen, dass der Orden vernichtet und sein Ansehen

in den Staub getreten worden war? Alle Anschuldigungen gegen ihn waren falsch gewesen. Verleumdungen, böse Gerüchte, vom französischen König aus Habgier in die Welt gesetzt und vom Papst hastig abgesegnet. In Wahrheit hatte niemals einer von ihnen Gott gelästert, einen dämonischen Götzenkopf angebetet oder einen anderen Mann unsittlich berührt. Warum also hatte Lermond mitansehen müssen, wie seine Kameraden entweder auf der Stelle getötet oder zu Dutzenden in die Kerker des Königs getrieben worden waren? Wäre er selbst nicht so geistesgegenwärtig gewesen, beim Überfall auf das Pariser Ordenshaus aus dem Fenster zu springen, hätte er die Stadt niemals lebend verlassen können. Und hätte Marie, die Frau, die er heimlich liebte, ihn nicht versteckt und mit Essen und Kleidern versorgt ...

Lermond vertrieb die quälenden Erinnerungen aus seinem Kopf, weil er plötzlich fürchtete, der Teufel könnte sie ihm eingegeben haben. Wer war er schon, dass er Gottes Ratschluss in Frage stellte? Der Allmächtige hatte ihn und die sieben anderen leben lassen und zu Wächtern eines Geheimnisses gemacht, das unter dem Himmel seinesgleichen suchte.

Als es vollends dunkel geworden war, legte er sich auf sein Bett und schloss die Augen. Die letzten Geräusche vom Handelshof verklangen harmlos. Ein paar Hühner gackerten, ein Knecht piffte eine Melodie, als könnte nirgendwo auf der Welt eine Gefahr lauern. Müdigkeit schlich in Thomas' steife Glieder, und er hoffte, dass er nach dem Wein, der ihm zu Kopf gestiegen war, ohne Alpträume würde schlafen können. Keine schreienden Kameraden

sollten ihn heute Nacht plagen, auch nicht die Erinnerung an Mariens hübsche, blitzende Augen.

Wie weit mochten seine Boten schon gekommen sein? Wann würden sie ihr Ziel erreichen, und wann würden die ersten Brüder eintreffen, um ihm beizustehen?

Thomas Lermond hatte keine Ahnung, wie viel Zeit ihm noch blieb. Wie jede Nacht, seit er aus Frankreich geflohen war, sah er kurz vor dem Einschlafen Mariens weißen nackten Leib vor sich. Sie flüsterte ihm etwas zu, das lieblicher und reiner klang als das Gelächter der Dämonen aus seinen Träumen.

Er spürte den Luftzug wie die Berührung einer sanften Hand. Endlich war es so weit. Marie kam, um ihn aus seinen Ängsten und Zweifeln zu erlösen. Sie führte ihn fort vom Tempelhof, in ein neues Leben, wo er weder Ordensritter noch Händler und heimlicher Wächter auf einem gottverlassenen Außenposten war, sondern nur ein Mann, der sich zu seiner Liebe bekennen durfte.

Als Thomas Lermond die Augen aufschlug, klopfte sein Herz vor Verlangen bis zum Hals. Gleichzeitig fühlte er sich lebendig. Warum nur war er in letzter Zeit so verzagt gewesen und hatte überall Feinde und Gespenster gesehen? Bekam ihm der Wein nicht mehr?

Noch als die Tür zu seiner Schlafkammer ganz langsam aufschwang, dachte er an Marie. Für einen Moment war er sogar ganz sicher, dass sie eintreten und ihn anlächeln würde, so wie damals in seinem Versteck in Paris.

Doch dann erkannte er, dass der Schatten, der sich in die Kammer schob, nicht zu einer Frau, sondern zu einem

Mann gehörte. War etwa einer der Boten zurückgekehrt? Oder gar der erste Templar? Unmöglich, befand Lermond. Nicht nach so kurzer Zeit.

Mit einem Mal war er hellwach, und noch ehe er aus dem Bett springen konnte, beugte sich eine Gestalt über ihn. Ihr bleiches Gesicht erinnerte an eine Totenmaske, durch deren Schlitzte kalte Augen starrten. Augen, die er spüren, aber nicht erkennen konnte. Ein Dämon? Der Teufel?

Sein Herz begann ihm abermals bis zum Hals zu pochen, doch dieses Mal schlug es vor Panik. Er war dem Feind also trotz all seiner Bemühungen nicht zuvorgekommen. Seine Widersacher, die beiden französischen Mönche, hatten auf der Lauer gelegen und jeden seiner Schritte beobachtet.

Und seine Boten? Waren sie den Verfolgern ins Netz gegangen? Unwillkürlich lauschte Thomas, ob er unten auf dem Hof das Geklirr von Schwertern oder das Geschrei von Knechten und Mägden hörte, die zusammengetrieben wurden. Aber alles war still. Es waren keine Bewaffneten im Haus, und wenn, so hatten sie noch nicht zugeschlagen.

»Was wollt ihr?«, fragte Lermond den Eindringling mit dem maskenartigen Gesicht, bemüht, seine Stimme forsch und selbstsicher klingen zu lassen. Er durfte keine Angst zeigen, sonst war er verloren. »Seid Ihr ein Dieb? Wollt Ihr mich ausrauben?«

Sein Gegenüber sog die Luft ein und lachte dann leise. »Ausrauben? Ich?« Der Fremde schien das komisch zu finden. Sein Gelächter wurde lauter; es klang fast wie der Gesang eines Mönches im Kloster. Dann hörte er schlagartig auf zu lachen und seine Miene füllte sich mit Wut und Hass.

»Der Dieb bist doch wohl du, Thomas Lermond! Du hast etwas gestohlen, was nicht euch Templern, sondern dem Papst gehört. Aber keine Angst, ich werde es finden. Und wenn ich den Tempelhof, mit allen, die hier leben, in Flammen aufgehen lassen muss!«

I.

Erfurt, Februar 1314

Seinen wahren Namen kannte niemand, nicht einmal er selbst. Manchmal bedauerte er das, denn ohne Namen war man in dieser Welt ein Nichts. Wer vertraute schon einem Burschen, der keine Ahnung hatte, woher er eigentlich kam und auf welchen Namen er getauft worden war? Falls er das Sakrament überhaupt jemals empfangen hatte. Auf dem abgeschiedenen Handelshof, wo er seine Bleibe hatte, wurde jedes Pferd mit Namen gerufen, was bewies, dass es für seinen Besitzer von Wert war.

Er jedoch hatte nie für jemanden einen Wert gehabt. Nicht umsonst rief man ihn, seit er laufen konnte, nur Primus. Als Junge hatte er das gern gehört, denn immerhin stammte dieser Name aus dem Lateinischen, der Sprache, die der Priester bei der heiligen Messe verwendete. Doch dann hatte der versoffene Bürstenbinder im Dorf ihm beigebracht, dass die frommen Tempelherren ihn am Morgen des ersten Januar auf der Türschwelle der ehemaligen Templerkomturei gefunden hatten. Die Ritter mit den blutroten Kreuzen auf ihren Mänteln hatten wenig Aufhebens um das ungewollte Findelkind gemacht und ihm der Einfachheit halber eine Nummer zugewiesen. Er war der erste überflüssige Fresser des Jahres: also Primus. Seine Eltern sollte Primus nie kennenlernen. Möglicherweise war seine Mutter eine Hörige gewesen, die von irgendeinem

dahergelaufenen Schuft geschwängert worden war. Oder sie gehörte dem bettelarmen fahrenden Volk an und hatte die erstbeste Gelegenheit genutzt, sich ihres Bastards zu entledigen. Im Grunde hatte es Primus nie viel ausgemacht, sich allein durchzuschlagen. Die Tempelritter, in deren Komturei ein ständiger Bedarf an Arbeitskräften herrschte, hatten entschieden, den kleinen Waisenjungen nicht erfrieren zu lassen, sondern ihrem Gesinde zu übergeben. Obwohl Primus dort ohne besondere Zuneigung und Hilfe hatte aufwachsen müssen, war er den Ordensrittern dankbar, dass sie ihn am Leben gelassen hatten. Er war ein Knecht ohne Namen und ohne Vergangenheit, aber bedeutete das auch, dass es für ihn keine Zukunft geben konnte? Keine Hoffnung auf ein anderes Leben? Als Junge hatte er den Ordensrittern heimlich dabei zugesehen, wie sie sich auf der Wiese am schwarzen Teich im Schwertkampf geübt hatten. Dann hatte er davon geträumt, eines Tages zu ihnen zu gehören und mit den Rittern ins Heilige Land zurückzukehren, um Jerusalem endgültig zu befreien. Aber natürlich war dies unmöglich. Nur ein freier Ritter konnte in den Templerorden aufgenommen werden. Primus war kein Ritter, und frei war er auch nicht. Er war kaum mehr als ein Leibeigener, der Ställe ausmistete, die Schweine fütterte und sich von den anderen Knechten herumschubsen ließ. Dafür verfügte Primus über Ausdauer, eine vortreffliche Beobachtungsgabe und einen wachen Verstand. Mit acht Jahren hatte er sich einmal heimlich in die Kleiderkammer der Ordensbrüder geschlichen und einen ihrer Umhänge gestohlen. Einen weißen Mantel, auf dem das blutrote Tatzenkreuz prangte. Gewiss wäre es leichter gewesen, das



Haus mit einem braunen oder schwarzen Mantel zu verlassen, aber diese Farben wurden nur von dienenden Brüdern getragen, und diese interessierten ihn nicht. Ein Diener war er selbst, aber nur das Leben als kämpfender Tempelritter versprach einem Mann Freiheit und Ansehen.

Noch am selben Abend bemerkte man das Fehlen des Gewandes, und der Meister schickte Bewaffnete aus, um die armseligen Unterkünfte der Lohnarbeiter nach dem verschwundenen Kleidungsstück abzusuchen. Primus erinnerte sich noch genau, wie er zitternd vor Angst in der Reihe der schwitzenden, besorgt dreinblickenden Männer stand, die sich der Befragung durch einen Kaplan unterziehen mussten. Seit es die Komturei in den Wäldern gab, hatte es noch keiner gewagt, sie zu überfallen oder auch nur etwas daraus zu stehlen. Jedermann wusste, dass ein Raub grausame Strafen nach sich zog.

Als es schließlich an Primus war, Rede und Antwort zu stehen, beteuerte er, nichts von dem verschwundenen Mantel zu wissen. Er log überzeugend, aber er fühlte sich miserabel dabei. Ihm, der die Templer bewunderte und so sein wollte wie sie, war nichts Besseres eingefallen, als einen ihrer Umhänge zu stehlen und danach im Wald zu verscharren wie ein Hund einen Knochen. Primus erkannte, dass er das Objekt seiner Begierde nie wieder würde anschauen können, ohne sich dabei wie ein Schuft und Feigling zu fühlen.

Im Morgengrauen grub er den Mantel wieder aus, reinigte ihn notdürftig und trug ihn dann mit klopfendem Herzen hinüber zur Komturei.

»Ich kann dich nicht straflos gehen lassen«, erklärte ihm

der Wächter der Kleiderkammer, obwohl er offensichtlich von dem Mut des kleinen Missetäters beeindruckt war. »Dessen warst du dir doch hoffentlich bewusst, bevor du den Mantel zurückgebracht hast?«

Primus schlug die Augen nieder. Wurde ein Dieb überführt, so schlug man ihm die Hand ab oder verpasste ihm ein Schandmal mit dem glühenden Eisen. Dabei spielte es keine Rolle, ob der Überführte schon erwachsen war oder noch ein Kind. Den Templern sagte man nach, bei den Ungläubigen Hinrichtungsmethoden erlernt zu haben, die jedem Christenmenschen im Abendland das Blut in den Adern gefrieren ließen.

»Verrätst du mir noch, was du mit dem Mantel eines Tempelritters vorhattest? Wolltest du das Kreuz darauf bespucken? Das Gewand in den Staub treten?«

Primus riss empört die Augen auf. Wie um alles in der Welt konnte der Mann ihn nur so etwas fragen? Ausgerechnet ihn, der sich nichts auf der Welt so sehr wünschte, wie dem Orden der Mönchsritter anzugehören. Er unterdrückte die aufsteigenden Tränen, biss sich auf die Unterlippe und gab sich im Angesicht des bärtigen Mannes, der in der Komturei wegen seiner Härte gefürchtet war, so tapfer, wie er nur konnte.

Der Templer fesselte ihn und trieb ihn vor sich her die Treppen der Komturei hinauf, bis sie in einen finsternen Gang gelangten. Trotz seiner Angst sah Primus sich neugierig um. Er war noch nie hier oben gewesen, vermutete aber, dass sich hinter den Türen entlang des Flurs die Schlafkammern der Brüder befanden. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals, als sein Bewacher mit dem Griff seines Langdolches

dreimal an jede einzelne Tür schlug, bis auch der letzte Templer neugierig auf den Flur trat. Primus erhaschte einen Blick in eine der Kammern und staunte darüber, wie kärglich sie eingerichtet war. Außer einer Bettstatt mit Strohsack, Leintuch und Wolldecke gab es darin nur einen Betschemel aus wurmstichigem Holz und ein Kreuz an der Wand gen Osten. Wie es aussah, verfügte der Mann, der hier hauste, trotz seines Standes über kaum mehr Annehmlichkeiten als Primus oder die anderen Diener in der Gesindestube.

Der Wächter der Kleiderkammer erklärte schließlich mit tiefer Stimme, dass er einen jungen Taugenichts im Haus erwischt habe, der eine gerechte Strafe verdiene. Dann wandte er sich Primus zu: »Siehst du die Pforte, die am Ende des Ganges liegt? Die Tür ist nicht verschlossen, nur angelehnt. Du wirst mit verbundenen Augen auf sie zugehen, sie öffnen und eintreten. Dahinter findest du entweder den Himmel oder die Hölle. Vielleicht lernst du so aus deinem Fehler und legst den Stolz ab, der dich zu deiner Tat getrieben hat. Weigerst du dich, werden dich die Brüder des Tempels auf der Stelle einen Kopf kürzer machen!«

Primus spürte Panik in sich aufsteigen. Von der geheimnisvollen Pforte hatte er bereits im Gesindehaus erzählen hören. Es hieß, dass sie niemals geöffnet werden dürfe, weil dahinter der Teufel mit seinen Dämonen hause.

Primus' Herz raste, als ihm plötzlich jemand von hinten die Augen verband. Dann spürte er einen derben Stoß im Rücken, der ihn beinahe von den Füßen riss. Aber es gelang ihm, sich aufrecht zu halten. Kein Laut entwich seinen Lippen, nicht einmal als er hörte, wie ein Schwert aus der

Scheide gezogen wurde. Er hatte keine Wahl. Wollte er nicht auf der Stelle sterben, musste er es wagen, sich bis zur Pforte vorzutasten. Die Genugtuung, ihn schreien oder um sein Leben betteln zu hören, würde er den Männern jedenfalls nicht geben. Er streckte beide Arme nach vorn und begann, sich Schritt um Schritt vorwärtszubewegen. Die Templer schwiegen. Keiner der Männer, die ihm zusahen, sagte auch nur ein Wort, aber Primus wusste, dass sie ihm stumm folgten. Er hörte, wie ihre Gewänder über den zerkratzten Dielenboden schleiften.

Würden sie ihm einen Stoß geben, wenn er am Ende des Korridors angelangt war und vor der Pforte stehen blieb, anstatt sie zu öffnen?

Der Gang schien schon nach wenigen Schritten nicht nur schmaler zu werden, sondern auch niedriger. Als Primus die Hand nach oben ausstreckte, berührte er den Deckenbalken. Er war klein genug, um nicht den Kopf einziehen zu müssen. Die großen Männer, die ihm lautlos folgten, mussten sich wahrscheinlich ducken. Das verschaffte ihm eine leise Genugtuung. Die stolzen Ritter begleiteten ihn buckelnd in den Tod.

Plötzlich endete der Gang. Primus fühlte die Tür vor sich. Wie der Templer gesagt hatte, war sie unverschlossen und nur angelehnt. Durch den groben Stofffetzen, mit dem man seine Augen verbunden hatte, nahm Primus einen diffusen Lichtschein wahr, der von draußen in den Gang fiel. Auf seinen Wangen fühlte er die kühle Luft des erwachenden Morgens. Ganz in der Nähe gurrten ein paar Tauben, die unterhalb des kleinen hölzernen Wehrgangs ihr Nest gebaut hatten.

»Nun, worauf wartest du?«, fuhr ihn einer der Templer an. »Öffne die Tür und empfang das Urteil Gottes!«

Das Urteil Gottes, dachte Primus. Hastig schlug er ein Kreuz, wie es ihm der alte Priester der Dorfkirche beigebracht hatte. So also sah die wahre Strafe der Templer aus. Nicht nur der Tod, auch ewige Qual warteten auf denjenigen, der es gewagt hatte, einen Angehörigen des Ordens zu bestehlen. Mit bebenden Fingern suchte er nach dem eisernen Ring an der Tür und zog kräftig daran, bis die Tür mit einem hässlichen Quietschen aufsprang. Primus atmete ein letztes Mal tief durch, bevor er sich in Bewegung setzte. Das einsetzende Gelächter der Männer in den Ohren, machte er einen Schritt vor. Der nächste traf keinen festen Grund mehr. Primus verlor das Gleichgewicht und stürzte, dem hellen Licht entgegen. Es gab keinen Raum hinter der Tür, keinen Teufel, der ihn triumphierend empfing. Die Pforte führte einfach ins Leere, ins Nichts.

Dass er weder sterben würde noch sich das Rückgrat gebrochen hatte, begriff Primus, als sein Körper, statt auf Stein oder festgestampften Lehm aufzuschlagen, in einer weichen Masse versank. Um ihn herum erklangen das Gackern von Hühnern und das Schnattern von Gänsen, in das sich nur Augenblicke später die Stimmen einiger Männer und Frauen mischte. Da Primus sich nicht traute, Arme und Beine zu bewegen oder auch nur die Augenbinde abzunehmen, blieb er auf dem Rücken liegen und überlegte, ob er im Fegefeuer gelandet war. Immerhin brannte sein ganzer Körper. Doch da packte ihn jemand unsanft am Arm und zerrte ihm den Stofffetzen von den Augen. Vor ihm stand der Wächter der Kleiderkammer und grinste ihn an.

Primus' Blick glitt an dem breitschultrigen Mann vorbei, die Mauer empor, bis hinauf zu der Pforte, die hoch über ihm in der Luft zu schweben schien. Stroh. Er war auf einen großen Haufen Stroh gefallen. Und er hätte schwören können, dass dieser Haufen tags zuvor noch nicht an dieser Stelle gewesen war.

Der Templer, zu dem sich nun auch noch andere Ordensangehörige gesellt hatten, reichte Primus grinsend die Hand und half ihm beim Aufstehen. »Damit wollen wir Gnade vor Recht ergehen lassen«, flüsterte er dem Jungen zu, als dieser sich das Stroh vom Kittel klopfte. »Du hast bewiesen, dass du kein Feigling bist. Damit ist dein Vergehen gesühnt. Ich glaube, ein Bursche wie du kann uns noch von Nutzen sein. Allerdings nur, wenn er noch beide Hände besitzt.«

Nach diesem Vorfall wurde Primus von Zeit zu Zeit in die Komturei gerufen, wenn es galt, kleinere Botengänge zu erledigen. Man brachte ihm bei, sich auf einem Pferd zu halten und mit einem Langdolch zu verteidigen, wenn er im Auftrag des Ordensmeisters unterwegs war. Die einsamen Straßen der Mark zogen allerlei Räuber an, daher war es von Nutzen, auf Reisen gut vorbereitet zu sein.

Primus hatte nichts von dem vergessen, was ihm die Templer einst beigebracht hatten. Als er sein Packpferd über die Krämerbrücke von Erfurt führte, erkundete er mit einigen gezielten Blicken die Häuser und Türme, an denen sein Weg ihn vorüberführte. Er war daran gewöhnt, die Menschen, die ihm begegneten, genau zu beobachten. In jeder dunklen Gasse konnte ein Hinterhalt auf ihn lauern, jedes freundliche Gesicht konnte sich im nächsten Mo-

ment in eine Mörderfratze verwandeln. Daher war es angebracht, auf der Hut zu sein.

Die Krämerbrücke war aus Holzbalken gezimmert und knarrte bei jedem seiner Schritte. Unter ihm gurgelte die Gera. Als sein Blick auf die zahlreichen Krämerbuden fiel, die zu beiden Seiten der Brücke standen, bemerkte er, wie hungrig er war. Seit Tagen schon hatte er nichts Vernünftiges mehr in den Magen bekommen, denn sein Auftraggeber hatte Primus geraten, Schenken und Herbergen aus dem Weg zu gehen. Dort trieb sich in diesen Tagen ebenso viel undurchsichtiges Pack herum wie in den Wäldern.

»Heute kann ich Euch aber nur eine Pastete gefüllt mit Stockfisch anbieten.« Der spitzbärtige Händler, auf dessen hölzerner Lade eine Auswahl von Gebäckstücken auslag, musterte Primus ungeniert von Kopf bis Fuß. Vermutlich fragte er sich, was einen Fremden bei einem derart ungemütlichen Wetter in die Stadt führte. Primus war daran gewöhnt, dass sein Aussehen und Auftreten neugierige Fragen nach sich zogen. Die harte Arbeit auf den Gütern der Templer hatte ihm breite Schultern verschafft und seine Muskeln gestählt. Er war hoch gewachsen und ließ mit seinen schulterlangen blonden Locken manches Frauenherz höher schlagen. Um für einen Ritter gehalten zu werden, mochten seine Bewegungen nicht gewandt genug sein, aber die feinen Stiefel, sein besticktes Wams und die auf ihn zugeschnittene Hose aus Hirschleder ließen keinen Zweifel daran, dass er genügend Geld im Beutel hatte, um in Erfurt ein anständiges Gasthaus zu beziehen. Dabei verdankte Primus Pferd und Ausrüstung nur der Großzügigkeit seines Herrn. Der hatte darauf bestanden, jeden seiner

Boten aufs Vornehmste einzukleiden. Keinesfalls sollten die Männer wie zerlumppte Bettler an ihrem Bestimmungsort ankommen.

Ein wenig wehmütig dachte Primus an die Zeit auf dem Tempelhof, und seine Gedanken wanderten zu den Männern zurück, denen er bis zur Zerschlagung des Ordens gedient hatte. Manchmal hegte er den Verdacht, Thomas Lermond, der nun im Handelshof das Sagen hatte, könnte selbst einmal ein Templer gewesen sein, aber er hatte sich nie getraut, den wortkargen Mann darauf anzusprechen. Nun, da die Inquisition die Brüder in ganz Europa hetzte, war es gefährlich, sein Herz auf der Zunge zu tragen. Spitzel, die für ein paar lumpige Heller zum Judas wurden und ehemalige Tempelritter aus Profitgier ans Messer lieferten, lauerten in jedem Winkel. Primus, der nach dem Auszug der Ritter auf dem Gutsbesitz geblieben war, hatte nichts für Leute übrig, die zu viele Fragen stellten. Vor allem, wenn es sich dabei um Geistliche handelte. Man erzählte sich, der französische König Philipp habe den Pariser Tempel mit allen Komtureien seines Reiches an einem einzigen Tag besetzen und die überraschten Brüder auf der Stelle einkerkern lassen. Dabei sei er kaum auf Gegenwehr gestoßen, was Primus verwunderte. Warum um alles in der Welt hatten sich die Ritter nicht gewehrt? Warum hatten sie sich entwaffnen und einsperren lassen? Die Verfolgung der Ritter war auch bald auf die deutschen Lande übergegangen. Primus erinnerte sich mit Schaudern an die banger Stunden, in denen der frühere Ordensmeister von Tempelhof versucht hatte, seine Leute zu beruhigen. Ohne Erfolg. Sie alle waren verschwunden und hatten ein einsames Haus



zurückgelassen. Dann war wie aus dem Nichts Thomas Lermond aufgetaucht, ein düsterer, in sich gekehrter Mann, der Primus seit seiner Ankunft im Tempelhof Rätsel aufgab. Und nun, zu allem Überfluss, beanspruchte auch noch der Orden der Johanniter die Ländereien, die Herr Thomas verwaltete. Das hatte der Nachfolger des alten Dorfpriesters, Vater Silvester, Primus erzählt und ihn dabei ermahnt, den neuen Herren zu gehorchen, sobald ihre Abgesandten auf dem Tempelhof eintrafen. Doch Primus wusste, dass er das niemals tun würde. Lieber lief er davon, mochte er leibeigen sein oder nicht. Wenn er den Templern nicht mehr dienen durfte, würde er auch für keinen anderen den Finger krümmen. Umso größer war Primus' Staunen gewesen, als Thomas Lermond ihn eines Morgens zu sich gerufen und ihm eine Münze in die Hand gedrückt hatte. Er sollte auf schnellstem Wege in die Stadt Erfurt reiten und einen Mann ausfindig machen, der ihnen in ihrer Not angeblich helfen konnte.

»Was ist denn nun, junger Herr?«, brachte sich der Händler mit der Fischpastete wieder in Erinnerung. Seinen Worten folgte ein krampfartiger Hustenanfall, den er mit einem Schluck aus einem Lederbecher linderte. »Wollt Ihr meine Pastete kaufen oder nicht?«

»Ein saftiges Stück Schinken wäre mir lieber gewesen«, gab Primus zu, suchte dann aber zwei kleine Münzen aus seinem Lederbeutel, die er dem Brückenkrämer zuwarf.

»Schweineschinken am Tag der Darstellung des Herrn?«, murmelte der Alte kopfschüttelnd. »Wo kommt Ihr denn her? Aus dem Heidenland? Hier werden heute in den Kirchen die Kerzen geweiht. Zudem bereiten wir uns auf den Festtag des heiligen Blasius vor.«

Der heilige Blasius? Primus machte ein verdutztes Gesicht. Er war nie ein großer Kirchgänger gewesen, obwohl die Tempelherren damals darauf bestanden hatten, dass er wie das übrige Gesinde zur Beichte ging und die Messe hörte. Ganz dunkel erinnerte er sich nun wieder daran, dass die Frau des Hufschmieds eines eisigen Winters wiederholt den Namen dieses Heiligen angerufen und ihn angefleht hatte, ihr die verlorene Stimme wiederzugeben. Allem Anschein nach half Blasius bei Halsbeschwerden.

»St. Blasius zog einmal einem Kind eine Fischgräte aus dem Hals und rettete es so vor dem Erstickten«, erklärte der Krämer eifrig, während er Primus mit fettigen Fingern eine unförmige, in Fett schwimmende Teigtasche reichte, die zu allem Überfluss nach ranzigem Fischtran roch. »Morgen ist sein Feiertag. Daher verzichten mein Weib und ich auf Fleisch.«

»Wie fromm von dir, Krämer«, sagte Primus trocken. Der Fischgeruch, der nun auch an seinen Händen haftete, hätte selbst dem heiligen Blasius Übelkeit beschert, aber sein Hunger zwang Primus, einen Bissen von dem Gebäck zu nehmen. Es schmeckte schauderhaft.

»Nun? Noch eines?«, fragte der Krämer, aber Primus schüttelte den Kopf. Am liebsten hätte er dem Alten den fettriefenden Teig vor die Füße gespuckt. Aber er wollte kein Aufsehen erregen.

»Wo denkst du hin?«, sagte er stattdessen. »Es wäre doch eine Sünde, sich am Vortag zu St. Blasius der Völlerei hinzugeben, nicht wahr?« Primus holte einen Fetzen Papier aus seinem Wams, auf dem ein paar Wörter standen. »Ich suche das Haus zum Eisenstern«, sagte er nach einigem Zögern.

»Ach, zum Statthalter des Mainzer Erzbischofs wollt Ihr?« Der Krämer wurde hellhörig, ein lauerndes Lächeln öffnete seinen fast zahnlosen Mund.

Primus ließ sich seine Überraschung nicht anmerken. Zwar hatte er damit gerechnet, dass sein Weg ihn zu einer hochgestellten Persönlichkeit führen würde, doch dabei hatte er nicht an den Vicedominus gedacht. Am liebsten wäre er gleich weitergeritten, denn der neugierige Krämer machte keinen vertrauenswürdigen Eindruck, aber er brauchte einen Einheimischen, der ihm den Weg erklärte. Um sich allein durchzuschlagen, war die Stadt zu groß.

Die Auskunft kostete Primus eine weitere Fischpastete, die er ein Stück weiter, nahe der Ruine der niedergebrannten Ägidiuskirche, in die Gera warf. Doch wenigstens wusste er nun, wie er zu dem Haus gelangte, das Thomas Lermond ihm beschrieben hatte. Glockengeläut begleitete seinen Weg über den Fischmarkt mit seinem prächtigen Rathaus und den stolzen Wohnhäusern der Wohlhabenden. Auf dem Platz herrschte geschäftiges Treiben, trotz des Feiertags, von dem der Brückenkrämer so ehrfurchtsvoll gesprochen hatte. Gänse liefen über das schmutzige Pflaster. Schweine grunzten. Aus den Verkaufsbuden brüllten Händler heraus, um Käufer auf ihr reichhaltiges Warenangebot aufmerksam zu machen. Inmitten des Umtriebs standen verbissen dreinblickende Klosterbrüder auf Weinfässern und wetterten gegen den sittenlosen Rat der Stadt, der es billigte, dass Erfurts fromme Bürger auf dem Marktplatz herumlungerten, sich amüsierten und tranken, anstatt der Kerzenweihe im Dom oder in der Barfüßerkirche beizuwohnen.

»Solltest du nicht selbst in der Kirche sein, Bruder?«, rief Primus einem der lautesten Mönche zu. Das war vorwitzig und vielleicht auch unklug, aber Primus ärgerte sich so sehr über die anmaßende Haltung der Ordensleute, dass er seine Zunge einfach nicht im Zaum halten konnte. Der Mann bedachte ihn dafür mit einem zornigen Blick, dann schimpfte er weiter über die gottlose Stadt, über die in Kürze gewiss wieder Feuer und Asche regnen werde.

»Der Bettelmönch spielt auf den großen Stadtbrand an«, wurde Primus von einem halbwüchsigen Jungen in einem zerlumpten Kittel aufgeklärt, der neben seinem Pferd auftauchte. Dem Burschen schien seine Bemerkung gefallen zu haben, denn er grinste über das ganze Gesicht. »Damals brannten viele Häuser, sogar einige Kirchen nieder. Die Augustiner prophezeien seither, dass uns ein großes Unheil droht. Vielleicht sogar das Jüngste Gericht.«

Primus runzelte die Stirn. »Und wie kommen sie zu dieser Annahme?«

»Ach, der Rat soll angeblich Ketzern Unterschlupf gewähren, die von der Kirche verdammt wurden.« Der Junge zögerte einen Augenblick, bevor er verstohlen flüsternd hinzufügte: »Habt Ihr nie von den Rittern gehört, die blutrote Kreuze auf ihren Waffenröcken trugen? Sie sollen es in ihren Burgen miteinander getrieben haben wie mit Frauen, und ein Götzenbild haben sie auch verehrt.«

»Na, zum Glück habt ihr die Bettelmönche, die eure Stadt vor diesen Ketzern beschützen«, sagte Primus trocken und setzte seinen Weg durch das Getümmel fort.

Das große, aus Stein erbaute Haus zum Eisenstern lag in unmittelbarer Nachbarschaft einer Kirche und war nur

über einen schmalen Verbindungsgang zwischen dem ausladenden Turm des Gotteshauses und einem schattigen Hof zu erreichen. Eine hohe Mauer umgab den Besitz. Über dem Portal prangte eine Wappentafel, die den Bewohner des Anwesens als Vicedominus von Erfurt auswies. Eine halbe Ewigkeit starrte Primus auf das Wappen, ehe er beherzt an die mächtige Eichentür klopfte.

Konnte es sein, dass ausgerechnet ein Statthalter des Erzbischofs von Mainz der Mann war, den er suchte? Unwillkürlich berührte er die Münze durch den Stoff seines Wamses, die er auf Lermonds Befehl hier abliefern sollte.

Ein Diener führte Primus ins Studierzimmer des Statthalters, wo zwei Männer beim Essen saßen und dabei verschiedene Schriftstücke studierten.

»Vergebung, Herr, aber dieser junge Mann möchte Euch sprechen!« Der Diener entfernte sich unter Verbeugungen.

Verwundert erhoben sich die Männer von ihren Stühlen und gingen Primus entgegen. Der ältere, ein unersetzter Kahlkopf, steckte in der einfachen Kutte der Augustinermönche, die sich im Norden der Stadt angesiedelt hatten. Sie gehörten zu den Bettelorden und nahmen das Gelübde der Armut ernst. Umso mehr überraschte es Primus, dass der Mönch hier so verschwenderisch bewirtet wurde. Beim Anblick der Schüsseln mit Hammelbratenstücken in goldgelber Buttersoße sowie der Platten mit Roggenbrot, Käse und geräuchertem Fisch lief auch ihm das Wasser im Mund zusammen.

Der Gastgeber des Augustiners, ein blasser Mann in Primus' Alter, gehörte gewiss nicht dem geistlichen Stand an. Sein Hausgewand war aus Seide geschneidert, und an seiner

rechten Hand blitzte ein schwerer goldener Siegelring. Primus suchte nach dem Wappen darauf, doch als der Mann seinen Blicken folgte, verbarg er seine Hand brüsk hinter dem Rücken.

»Mit wem habe ich die Ehre?«, begrüßte der junge Mann Primus mit einem kühlen Lächeln. Obwohl er seine Worte höflich wählte, ließ sein Tonfall keinen Zweifel daran, dass er über den unerwarteten Gast nicht besonders erfreut war. Er war so groß wie Primus und kaum weniger breitschulterig. Seine muskulösen Arme und die Gewandtheit, mit der er sich bewegte, ließen darauf schließen, dass er kein Belesener war, sondern dem Ritterstand angehörte.

Primus errötete vor Verlegenheit. Es war nicht gerade einfach, sich vorzustellen, wenn man keinen Namen hatte. Nicht weniger schwierig gestaltete es sich, nach einem Mann zu fragen, von dem man so gut wie gar nichts wusste. Thomas Lermond hatte ihn ins Haus zum Eisenstern geschickt, aber nicht verraten, wem er die kostbare Münze anvertrauen durfte und wem nicht. Primus war fälschlicherweise von der Annahme ausgegangen, es würde genügen, an die Tür des Hauses zu klopfen und dem Hausherrn die Münze zu überreichen. Doch angesichts des schmatzenden Klosterbruders und des ihn aus kalten blauen Augen anstarrenden jungen Ritters dämmerte es ihm, dass er auf ungeahnte Schwierigkeiten stoßen würde.

»Nun, junger Freund?«

Primus, dem die Ungeduld in der Stimme seines Gegenübers nicht entging, entschied sich für eine Gegenfrage. »Gehe ich recht in der Annahme, vor dem Edlen von Apolda zu stehen?«, fragte er, wobei er unschuldig den

Blick senkte. Im Hintergrund schenkte sich der Mönch roten Wein aus einer Kanne ein.

Der Ritter hob forschend die Augenbrauen. War er über Primus' forsches Benehmen erbost, so ließ er es sich nicht anmerken. Stattdessen lud er Primus mit einer knappen Handbewegung ein, ihm an die Tafel zu folgen. Dort hatte der Augustiner inzwischen die Schriftstücke, die er und der junge Mann so aufmerksam studiert hatten, in einer Schatulle verschwinden lassen.

»Ich bin Peter von Raulanden«, gab der junge Mann schließlich nicht ohne Stolz Auskunft, nachdem Primus auch den Mönch am Tisch begrüßt hatte. Er stemmte die Hände in die Hüften. »Wenn Ihr den Vicedominus von Apolda sucht, seid Ihr leider umsonst gekommen. Mein Onkel speist heute gemeinsam mit den Ratsherren der Stadt auf dem Petersberg. Und morgen wird er in aller Frühe eine Reise antreten.« Er lächelte breit, ohne den Ausdruck seiner Augen zu verändern. »Aber keine Sorge, ich genieße das Vertrauen meines Onkels und werde Euch gern weiterhelfen, sofern es in meiner Macht liegt.« Ein prüfender Blick glitt über Primus' Kleidung. »Ihr seid Kaufmann? Woher kommt Ihr und was führt Euch nach Erfurt?«

Versuch nur, mich auszuhorchen, du Wicht, dachte Primus, während er mit einem Nicken den Becher Wein annahm, den ein Diener ihm anbot. Wie die Dinge lagen, musste er sich schleunigst eine glaubwürdige Geschichte ausdenken. Dabei durfte er unter keinen Umständen den Tempelhof erwähnen, ebenso wenig Lermond und die Umstände, die zu seinem Auftrag geführt hatten. Der dicke Mönch wirkte beileibe nicht wie mit allen Wassern

gewaschen, dafür legten die Blicke des jungen Mannes sowie der entschlossene Zug um seinen Mund den Verdacht nahe, dass er nicht mit sich spaßen ließ. Aus den Augenwinkeln sah sich Primus in dem Raum um. Zu seiner Rechten brannte ein Feuer in einem gemauerten Kamin. Durch zwei Fenster fiel diffuses Licht, doch beide lagen so hoch, dass sie im Notfall kaum einen Fluchtweg boten. Außer der breiten Tür, durch die Primus gekommen war, sah er keinen weiteren Ausgang. Dafür bemerkte er an der linken Wand der Stube einen Schild sowie zwei Schwerter. Primus schluckte. Mit seinem Dolch konnte er einigermaßen umgehen, aber die Tempelritter hatten es stets abgelehnt, ihn auch im Schwertkampf zu unterrichten, da sich diese Art des Kampfes auch für einen aufgeweckten Leibeigenen nicht schickte.

»Ich bin in der Tat Kaufmann«, sagte Primus, nachdem er den Wein gekostet und gelobt hatte. »Mein Name ist Reus Kornthaler, und ich befinde mich auf der Heimreise nach Leipzig. Mein Vater bat mich, in Erfurt seinen alten Freund, den bischöflichen Statthalter, aufzusuchen und nach dem Stand der Ratsverhandlungen bezüglich des Messeprivilegs zu fragen.« Er lächelte höflich. Es ging doch nichts über ein gutes Erinnerungsvermögen. Am Stadttor hatte er ein paar Händler über das Vorhaben sprechen hören, in Erfurt künftig Messen abhalten zu dürfen. Ein ehrgeiziges Unterfangen, das mit großem Aufwand verbunden war.

Peter von Raulanden wechselte einen kurzen Blick mit dem Mönch, der sich Primus als Prior Mathias vorgestellt hatte. »Merkwürdig. Da bin ich seit fast sieben Jahren die



rechte Hand meines Onkels, aber von einer Kaufmannsfamilie Kornthaler habe ich noch nie gehört.«

»Es ist wohl viel Zeit vergangen, seit Euer Vater und der Vicedominus einander sahen«, ließ sich zu Primus' Überraschung die Stimme des Augustiners vernehmen. »Vermutlich lernten sie sich noch vor dem schrecklichen Unfall kennen, den Peters Onkel in jungen Jahren hatte, nicht wahr?«

Primus atmete tief durch. Ein Unfall? Da es keinen Kaufmannsvater gab, hatte er auch keine Ahnung, wovon der Mönch sprach. »Mein Vater redet mit mir über geschäftliche Belange, aber nie über seine Vergangenheit«, erklärte er ausweichend. »Seit dem Tod meiner Mutter ist er sehr verschlossen und vertraut sich nur noch seinem Beichtvater an.«

»Eine gottwohlgefällige Haltung, mein Sohn. Nicht umsonst lesen wir in der Heiligen Schrift: Sei nicht zu schnell mit dem Mund, ja selbst innerlich fiebere nicht.«

»Habt Ihr eine Bleibe für die Nacht?«, erkundigte sich Peter von Raulanden. »Ich würde Euch gern einladen, aber unglücklicherweise wird unser Gästequartier schon seit einiger Zeit von einem weiteren Freund meines Onkels in Anspruch genommen.«

Primus wurde hellhörig. »Etwa ein Kaufmann wie ich?«

»Nein, kein Kaufmann. Der Mann ist Baumeister, sogar ein ziemlich guter. Mein Onkel sagt, er habe in französischen und italienischen Dombauhütten gearbeitet und dort von den besten Meistern gelernt. Sogar der Heilige Vater in Avignon soll ihn beschäftigt haben.«

»Umso dankbarer müssen wir Meister Stüplin sein, dass er hier in Erfurt die Umbauarbeiten unseres Augustinerklosters beaufsichtigt«, ergänzte Bruder Mathias. »Der

Mann könnte das himmlische Jerusalem bauen, so brillant sind seine Pläne und Skizzen. Kurz bevor Ihr kamt, zeigte mir Herr Peter, wie sich Meister Stüplin die Erweiterung dieses Hauses vorstellt. Ihr habt bestimmt gesehen, wie unvorteilhaft es im Schatten von St. Bartholomäus wirkt. Zwar haben die Edlen von Apolda einen eigenen Zugang zur Kirche und darin sogar eine eigene Kapelle für ihre Gebete, doch dafür dringt in diesen Teil des Hauses kaum ein Sonnenstrahl. Es ist finster wie in Jonas Fischbauch. Stüplin versprach dem Vicedominus, hierbei Abhilfe zu schaffen und das Haus aufzustocken. Aus diesem Grund darf er hier wohnen, solange er will.«

»Bedauerlicherweise scheint der Alte den Roten Ochsen als Wirtshaus vorzuziehen«, meinte Peter von Raulanden mit einem verächtlichen Schnauben. Obwohl er sich anerkennend über die Fähigkeiten des Baumeisters geäußert hatte, schien der junge Mann mit dem Gast seines Onkels nur wenig anfangen zu können.

Meister Andreas Stüplin. Der Mann, der für den Papst gebaut hatte.

Primus prägte sich den Namen gut ein, bevor er aus der behaglichen Wärme des Hauses zum Eisenstern in die Dunkelheit der Nacht trat. Peter von Raulanden und der Augustiner, der sich offensichtlich mit Vergnügen vom Vicedominus und dessen Neffen einladen ließ, hatten sich offensichtlich als die Falschen erwiesen. Sie konnten Thomas Lermond nicht gemeint haben. Primus blieb also nichts anderes übrig, als mit seiner Münze den Roten Ochsen aufzusuchen. Er hoffte nur, dass er den Baumeister dort in einigermaßen nüchternem Zustand antraf.